

Titel: Die letzten Dinge  
Predigttext: Offb. 21,1-7  
Pfarrer: Gerson Raabe  
Datum: München, den 20.11.2016



Jetzt reden wir über den Tod. Es gibt nicht viele Dinge, die im Leben absolut unvermeidlich sind. Der Tod jedenfalls gehört dazu. Dass er eine Erlösung sein kann, davon haben wir gehört – vielleicht haben wir das auch erlebt, bei Verwandten oder Bekannten, nach langer, schwerer Krankheit.

Er kann aber auch ganz anders, der Tod. Er kann plötzlich und unvermutet in ein Leben einbrechen; diesem Leben jäh ein Ende setzen. Auch dazu kennen wir Geschichten. Geschichten, die wir so schnell nicht vergessen. Wie die von den Menschen, die im Februar dieses Jahres in den beiden Zügen saßen, die bei Bad Aibling aufeinander zurasten. Schrecklich!

Und auch davon haben wir gehört oder vielleicht auch bei anderen Menschen etwas mitbekommen oder wie auch immer... Es gibt mitunter auch durchaus so etwas wie eine Sehnsucht nach dem Ende, nach dem Tod. Er hat viele Gesichter, der Tod.

Und weil er uns vor allem auch immer wieder schreckt – „O Tod, dein jäh Erscheinen, friert mir das Mark in den Gebeinen“, so Angelus Silesius in seinem Cherubinischen Wandersmann – und weil er uns vor allem immer wieder schreckt, daher haben wir ihm menschliche Züge gegeben.

Seit alters her nennen wir ihn auch den Gevatter Tod. Und der Brandner hat ihn gar unter den Tisch bekommen, mit Kirschgeist. Wohl ist uns mit all dem freilich nicht geworden. Denn eines bleibt gewiss: Selbst bei der Aufnahme in die Familie als Vertrauten, als Gevatter und selbst bei allen Versuchen der Selbstvergewisserung, dass man ihm vielleicht doch von der Schippe springen könnte: Er ist unerbittlich und unumgänglich. Eines jedenfalls ist gewiss: Das Ende wird kommen.

Viele von uns verbindet, dass uns in dem hinter uns liegenden Jahr der Tod begegnet ist. Und es waren ganz verschiedene Geschichten, die über den Tod aus dem vergangenen Jahr erzählt werden können. Sie waren so verschieden, wie die Menschen eben verschieden sind. Wir können sie jetzt nicht erzählen, diese vielen verschiedenen Geschichten, die davon berichten würden, wie Menschen von uns gegangen sind.

Viele von uns teilen dabei die Erfahrung, dass diejenigen, die von uns gegangen sind, manchmal in einer fast erschreckenden Weise gegenwärtig bleiben. „Als ich neulich Abend ins Wohnzimmer ging, war mir, als wäre XY auch da.“ Es kann vorkommen, dass man den Eindruck hat sie oder ihn sprechen zu hören. Und ich kenne manche, die gehen regelmäßig zum Grab, um wichtige Dinge miteinander zu besprechen. Keine Frage, diejenigen, die gegangen sind, leben in uns weiter.

Gerade in den letzten Jahren habe ich hier manches dazugelernt. Etwa bei Familienfeiern, bei Taufen und Trauungen oder bei den Konfirmationen: Wichtig sind dort vor allem auch die, die nicht mehr da sind – die Oma, der Opa und manchmal ja auch andere Familienmitglieder. Doch nicht nur bei Festen, auch im Alltag sind uns die gegenwärtig, die nicht mehr unter uns sind.

Mit dieser Erfahrung berühren wir einen besonders schmerzlichen Punkt. Eine Bekannte traf neulich jemanden, den sie von früher kannte und der nicht wusste, dass ihr Mann verstorben war: „Wie geht's denn dem so und so?“ Und sie antwortete: „Er ist immer noch tot!“ „Er ist immer noch tot!“ Das ist der Schmerz des Endgültigen. Dieser Schmerz rührt daher, dass an diesem Umstand, dass jemand nicht mehr unter uns ist, nichts zu ändern ist.

Manche meinen ja, sie könnten mit dem Schicksal handeln – vor allem im Augenblick des Todes oder in seinem unmittelbaren Umfeld: „Wenn ich dies oder jenes tue, dann kommt sie oder er wieder.“ Doch da ist nichts zu machen! Absolut gar nichts! Und genau das erleben wir als den Schmerz des Endgültigen. Es ist eben nicht so, dass irgendwann die Türe aufgeht und sie oder er wieder hereinkommt. Er oder sie wird nie mehr diesen Raum betreten. Daran muss man sich erst einmal gewöhnen! Mit diesem Schmerz des Endgültigen muss man erst mal leben lernen! Und bei nicht wenigen wird es so sein, dass der Eindruck einer physischen Gegenwart immer wieder in nächtlichen Träumen erfahren wird.

Ob es eine schärfere Grenze gibt, als die zwischen Leben und Tod? – Ich weiß es nicht. Jedenfalls hat uns Menschen diese Grenze immer und immer wieder beschäftigt. Sie gehört wohl zu den ersten Fragen, mit denen die menschliche Kultur und wohl auch die Religion ihren Anfang nahmen. Die Fragen aus diesem Umfeld haben die Menschheit seit Anbeginn beschäftigt und sie haben die Menschheit zu keiner Zeit zur Ruhe kommen lassen.

„Manche Menschen leben vor dem Tod, manche nach dem Tod“ – so ein Dichter. Und viele von uns beschäftigt immer auch wieder diese Frage:

Wie ist das mit einem oder mit dem Leben nach dem Tod? Kultur- und religionsübergreifend sind hier eine unübersehbare Vielfalt von Vorschlägen unterbreitet worden. Es wäre unmöglich diese Fülle hier vor Augen zu malen. Ich neige grundsätzlich in diesem Zusammenhang jedoch dazu, dass jede und jeder hier ein Recht auf seine Vorstellungen hat.

Eine kritische Anmerkung möchte ich allerdings ansprechen. Es war Friedrich Nietzsche, der davon sprach, dass die Gefahr bestehe, dass Menschen – so Nietzsche –, die im Leben schlecht weggekommen sind, sich für das Jenseits so etwas wie eine ausgleichende Gerechtigkeit ausmalen. Der Himmel als Vertröstung oder gar Genugtuung derer, die im Leben schlecht weggekommen sind. Das wäre in der Tat zu kritisieren und davon kann und darf bestimmt auch keine Rede sein.

Es war der Theologe Emanuel Hirsch, der von dem, was jenseits dieses Lebens ist, als von der „Nacht der Bilderlosigkeit“ sprach. Das ist natürlich als Kritik zu hören und zu verstehen. Aber diese Rede von der „Nacht der Bilderlosigkeit“ ruft doch ins Bewusstsein, dass über dieses Jenseits von diesem Leben letztlich nichts, aber auch gar nichts gesagt werden kann.

Der Tod ist das Ende unseres Bewusstseins. Und damit ist er – wie Hirsch dies eben formuliert hat – der Eintritt in die Nacht der Bilderlosigkeit. Zugegebenermaßen ist das alles andere als ein einladendes Bild. Es ist ja letztlich auch gar kein Bild und will auch gar keines sein. Es ist die Kritik an allen Bildern, die Rede von der Nacht der Bilderlosigkeit.

Dabei ist nicht von der Hand zu weisen, dass diese Rede von der Bilderlosigkeit etwas aufnimmt, was gerade in den letzten Jahrzehnten, im letzten Jahrhundert das Lebensgefühl von immer mehr Menschen bestimmt hat. Es war der unweit von hier wohnende Max Weber, der die Frage aufwarf, welche Bedeutung der Tod im Werk des Schriftstellers Leo Tolstoi habe – Leo Tolstoi, das ist der, der „Krieg und Frieden“ oder „Anna Karenina“ und vieles mehr geschrieben hat und der heute vor 106 Jahren gestorben ist – heute also seinen Todestag hat.

Weber kommt zu dem Ergebnis, dass zunächst das Leben selbst für den modernen Kulturmenschen sinnlos geworden sei. Es hat seinen Sinn verloren, weil es am Ende seiner Tage keinen Sinn finden kann, da dieser in einem unendlichen Fortschritt verschwindet. Und weil das Leben seinen Sinn für den modernen Kulturmenschen verloren hat, daher hat auch der Tod seinen Sinn verloren. Oder um es eben mit dem Votum Emanuel Hirschs zu verbinden: Für den modernen Menschen verschwindet das Leben in der Nacht der Bilderlosigkeit.

Wenn wir uns darauf auch nur kurz einlassen, dann wird schnell klar: Es ist vor allem eines, das uns wirklich auf den Nägeln brennt, das uns wirklich am Herzen liegt, und das ist der Trost in einer sinnlos gewordenen Welt, das ist die Hoffnung letztlich doch Sinn zu finden, das ist die – wie Paul Tillich es einmal formuliert hat – die Hoffnung, dass wir Zweiflerinnen und Zweifler letztlich doch gerechtfertigt werden, dass wir eben Sinn finden. Tillich nannte es „die Rechtfertigung der Zweifler“.

Ich glaube nicht, dass wir das eine zwingend gegen das andere ausspielen müssen oder ausspielen dürfen. Es stimmt doch irgendwie beides: die Erfahrung der Abwesenheit von Sinn und die Hoffnung, dass es gut werden möge – mit meinem Leben und mit dem Leben der Menschen, die mir nahe stehen, ja, dass es gut werden möge mit dem Leben als solchem.

Ich kenne kaum einen Text, der diese letzte Hoffnung so zu Herzen gehend malt, wie das 21. Kapitel der Apokalypse des Johannes. Dieser Text hat ein Wort zur Botschaft, und das ist die Botschaft, die uns allen gilt – gerade auch in unseren Tagen; in Tagen, in denen uns scheint, dass Sinn verloren gegangen ist; in Tagen, in denen wir danach suchen – oftmals als wäre diese Suche vergeblich. Und diese Botschaft lautet: Trost, Trost und nochmals Trost!

Denn alle Tränen werden abgewischt, und selbst der Tod wird nicht mehr sein. Auch alles Leid wird nicht mehr sein. Und schließlich wird alles Geschrei und aller Schmerz getröstet und gelindert. Denn das erste ist vorbei. Was dann ist, ist neu.

Oder wie es dort eben steht:

„Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron her, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein;

und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.

Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu!“

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn.  
Amen.